



ANNA RUTKA

Katolicki Uniwersytet Lubelski Jana Pawła II, Wydział Nauk Humanistycznych

## „WÜNSCHELRUTE“ DEUTSCH: ÜBER SPRACHKRITIK UND SPRACHREFLEXION ALS MODI DER ERINNERUNGSHANDLUNGEN IN KATJA PETROWSKAJAS *VIELLEICHT ESTHER* (2014)

### Abstrakt

Der Roman *Vielleicht Esther* von der deutschsprachigen, ukrainisch-jüdischen Autorin Katja Petrowskaja fokussiert die aus ihrem späten Sprachwechsel sowie aus der Tatsache der Nicht-Muttersprachlichkeit bzw. „Quersprachigkeit“ resultierenden Konsequenzen für neue Möglichkeiten identitärer Selbstkonstruktion und die daran anschließenden Erinnerungshandlungen. Dabei sollen zwei besonders markante Aspekte ins Auge gefasst werden: die Bedeutung des Deutschen für die Vertreterin eines jüdisch-ukrainisch-russischen Opferkollektivs und die Folgen der Benutzung der fremden deutschen Sprache im zwischen kulturell-nationalen Codierungen angelegten Schreib- und Erinnerungsprozess.

### Schlüsselwörter

Katja Petrowskaja, gegenwärtiger, deutschsprachiger Roman, Post-Shoah-Generation, Quersprachigkeit, Modifizierung der Erinnerungshandlungen

## GERMAN AS A 'MAGIC WAND': THE CRITIQUE OF AND REFLECTION ON LANGUAGE AS A FORM OF REMEMBERING IN KATJA PETROWSKAJA'S NOVEL *MAYBE ESTHER* (2014)

### Abstract

*Maybe Esther*, the debut novel by the German-speaking Ukrainian-Jewish novelist Katja Petrowskaja, problematizes the processes of memory and identity construction against the background of multi- and translanguaging. The present article analyses the role played by the German language for the Ukrainian-Jewish-Russian survivors of the Holocaust and for their offspring. Likewise, it discusses the ramifications of writing in a foreign – in this case, German – language, and the resulting modifications of the processes of remembering.

### Keywords

Katja Petrowskaja *Vielleicht Esther*, contemporary German-speaking novel, post-Shoah-generation, translanguaging, modification of memory acts

## JĘZYK NIEMIECKI JAKO 'CZARODZIEJSKA RÓŻDŻKA': KRYTYKA I REFLEKSJA JĘZYKA JAKO FORMY FUNKCJONALIZOWANIA PAMIĘCI W POWIEŚCI KATJI PETROWSKIEJ *VIELLEICHT ESTHER* (2014)

### Abstrakt

Powieść niemieckojęzycznej pisarki pochodzenia ukraińsko-żydowskiego Katji Petrowskiej *Vielleicht Esther* problematyzuje proces konstruowania tożsamości oraz obchodzenia się z pamięcią na tle kompleksowej refleksji nad wielojęzycznością i „transjęzycznością”. Artykuł analizuje znaczenie języka niemieckiego dla żydowsko-ukraińsko-rosyjskich Ocalałych z Zagłady i ich potomków. Przedstawione zostały również konsekwencje pisania w obcym, niemieckim języku i wynikające z tego modyfikacje procesów wspomnienia.

### Słowa kluczowe

Katja Petrowskaja, współczesna powieść niemieckojęzyczna, pokolenie post-Szoa, transjęzyczność, modyfikacja procesów wspomnienia

Die 1970 in Kiew geborene und seit 1999 in Deutschland lebende Katja Petrowskaja gewann 2013 mit dem Ausschnitt aus ihrem 2014 erschienenen Buch *Vielleicht Esther* den Ingeborg-Bachmann-Preis. In ihrem als Familienbuch konzipierten Debüt recherchiert, rekonstruiert und imaginiert Petrowskaja die Geschichte ihrer weit verzweigten russisch-polnisch-jüdischen Familie. Um dem Leben und den Sterbensumständen der Vorfahren nachzuspüren, begibt sich die Autorin an verschiedene Orte – u. a. nach Warschau, Moskau, Kiew und Mauthausen –, sucht nach Dokumenten in Archiven, ergründet Familienlegenden, wühlt in rudimentären Schriftzeugnissen und Photographien aus privaten Beständen. Ihre Suche nach den Spuren der Vergangenheit und das Anschreiben gegen Vergessen bleiben jedoch, wie es die Erzählerin in einer ihrer Geschichten auffasst, bis zuletzt eine Sisyphusarbeit. Immer wieder stößt sie in ihren Bemühungen um Spurensichtung auf bisher unbekannt internationale Perspektiven und Namen, die jedoch zu keinen Lösungen oder Eindeutigkeiten führen. Es gehört vielmehr zum Grundprinzip des Schreibens, dass Offenheit, Wissenslücken und Leerstellen in ihre zeugenlose Rekonstruktion von Anfang an mit einkalkuliert sind. Es ist wie bei Sisyphus „eine Tätigkeit ohne absehbares Ende“<sup>1</sup> und ihr Ziel ist „ewig[e] Mühe, ewig[e] Erinnerung“ (VE 270). In Wirren und Umbrüchen des 20. Jahrhunderts können die Geschichten des „Familienbaum[s]“ (VE 17) nur diskontinuierlich und rudimentär erzählt werden. Vielerorts kippt deshalb das Erzählen ins Konjunktivische, es werden Mutmaßungen und Fiktionen erstellt und Traumvisionen nacherzählt. Solche „Lügen“ (VE 9) beflügeln die Erzählerin, und die Fehlleistungen an der Schwelle des Real-Fiktiven bedeuten nach der eigenen Auskunft der Autorin, die im Buch mit der Erzählerin gleichzusetzten ist, mehr als eine „penibel geführte Bestandsaufnahme“ (VE 219). Demnach erfasst das Mosaikartige und Labyrinthische ihrer Erinnerungshandlungen den mütterlichen und väterlichen Familienteil, wobei sich die über sieben Generationen umfassende Tradition der Taubstummenausbildung als ein markanter europäisch-jüdisches Bildungsutopieentwurf abzeichnet. Der europäische Weg der Taubstummenlehre der Familie führte, typisch für die transterritorialen und transnationalen jüdischen Lebenswelten in der Vormoderne,<sup>2</sup> von Wien aus über Warschau bis nach Kiew. Ein anderer, von der Erzählerin untersuchter Zweig der Petrowskijs erstreckt sich bis nach Odessa und von dort aus nach Amerika.

<sup>1</sup> Katja Petrowskaja, *Vielleicht Esther. Geschichten* (Berlin: Suhrkamp, 2014), 269. Im Folgenden zitiert als VE mit Seitenangabe.

<sup>2</sup> Vgl. dazu den Beitrag von Dan Diner, der in der Transterritorialität und Mehrsprachigkeit der jüdischen Lebenswelten eine bedeutende Affinität zum gesamteuropäischen Konzept der Vormoderne erkennt. Dan Diner, „Imperiale Residuen: Zur paradigmatischen Bedeutung transterritorialer jüdischer Erfahrung für eine gesamteuropäische Geschichte“, in: *Figuren des Europäischen. Kulturgeschichtliche Perspektiven*, hrsg. v. Daniel Weidner (München: Fink, 2006), 259, 274.

Zweifelsohne wird die Besonderheit des Familienbuches von Katja Petrowskaja durch den zwischen den Kulturen angesiedelten Erzählstatus der Autorin gewährleistet. Petrowskaja ist nämlich, wie auch viele in letzter Zeit äußerst erfolgreiche Schriftstellerinnen und Schriftsteller mit „Osthintergrund“<sup>3</sup>, eine Autorin mit „multiplen Seelen“<sup>4</sup>. Zu ihrer ukrainischen und russischen Seele gesellt sich seit ihrer Übersiedlung nach Deutschland im Jahre 1996 zusätzlich noch die deutsche, was bei der Bachmann-Preis-Verleihung bereits von der Jury hervorgehoben wurde. Der Jury-Vorsitzende Burghard Spinnen lobte *Vielleicht Esther* als „[e]ine wunderbare Öffnung des deutschen Sprachraums für die Sammlung europäischer und außereuropäischer Bewusstseinslagen“<sup>5</sup>, und Hildegard E. Keller verkündete in ihrer Laudatio für Petrowskaja, ihr Buch sei ein „Geschenk“<sup>6</sup> an die deutsche Sprache.

Die Erfahrungen der Mehrsprachigkeit und des Sprachwechsels bezeichneten seit Jahrhunderten „die verwirrende Situation des Judentums zwischen den Sprachen mit einer dennoch anhaltenden jüdischen Identität“<sup>7</sup> und stellten eine signifikante Form jüdischer Tradition dar.<sup>8</sup> Zu diesem typisch jüdischen Signum gesellt sich bei Petrowskaja wie auch bei anderen Autorinnen und Autoren mit postsowjetischen ‚Migrationshintergrund‘ noch zusätzlich die Spezifik der ‚Nirgendwo-so-ganz-Zugehörigkeit im postsowjetischen Raum‘<sup>9</sup>. Die Schriftstellerin ging nach der Tschernobyl-Katastrophe 1986 nach Moskau zur Schule und studierte anschließend in Tartu in Estland Literatur, um schließlich in Moskau zu promovieren. Über ihre daraus resultierende Identitätsverwirrung äußert sie sich folgendermaßen:

<sup>3</sup> Vgl. Alexander Cammann, „Die Sprachwechsler. Ob Petrowskaja, Grjasnowa oder Stanišić: Sie schreiben deutsch“, *Die Zeit*, 6.02.2014, Zugriff 10.06.2015, <http://www.zeit.de/2014/07/literatur-nichtmuttersprachler-schreiben-deutsch>. Einen aufschlussreichen Ein- und Überblick zu der neuen Generation der Autorinnen und Autoren mit dem osteuropäischen „Migrationshintergrund“ liefert der Sammelband *Eine Sprache – viele Horizonte... Die Osterweiterung der deutschsprachigen Literatur. Porträts einer neuen europäischen Generation*, hrsg. v. Michaela Bürger-Koftis (Wien: praesens Verlag, 2009).

<sup>4</sup> Jens Mühlung, „Ukraine: Die Schriftstellerin Katja Petrowskaja. Lieber ganz fremd als halb“, *Der Tagesspiegel*, 8.03.2014, Zugriff 10.06.2014, <http://www.tagesspiegel.de/kultur/ukraine-die-schriftstellerin-katja-petrowskaja-lieber-ganz-fremd-als-halb/9590042.html>.

<sup>5</sup> „Literarische Brückenbauerin: Katja Petrowskaja. Burghard Spinnen im Gespräch mit der Deutschen Welle“, Zugriff 10.06.2014, <http://www.dw.de/literarische-br%C3%BCckenbauerin-katja-petrowskaja/a-16935348>.

<sup>6</sup> Vgl. Hildegard Elisabeth Keller, „Laudatio für Katja Petrowskaja“, Zugriff 10.06.2014, <http://archiv.bachmannpreis.orf.at/bachmannpreis.eu/de/news/4564/>.

<sup>7</sup> Karl E. Grözinger, „Zur Einführung“, in: *Sprache und Identität im Judentum*, hrsg. v. Karl E. Grözinger (Wiesbaden: Harrassowitz, 1998), 10.

<sup>8</sup> Vgl. Karl E. Grözinger, „Sprache und Identität. Das Hebräische und die Juden“, in: *Sprache und Identität im Judentum*, 75–91, bes. 87.

<sup>9</sup> Die Bezeichnung stammt von Katja Petrowskaja selbst, zit. nach Mühlung, „Ukraine: Die Schriftstellerin Katja Petrowskaja“, 4.

In Estland bin ich eine russische Okkupantin, in Moskau eine ukrainische Provinzlerin. Überall halb fremd zu sein ist schwer. Dann lieber ganz fremd in Deutschland.<sup>10</sup>

Die Tatsache, dass die Bachmann-Preis-Gewinnerin erst mit sechsundzwanzig Jahren anfang, Deutsch zu lernen, und sich bis heute als „minderjährig“<sup>11</sup> in dieser Sprache bezeichnet, scheint mir eine gewichtige Voraussetzung zu sein und signifikante Bedeutung für ihren Schreib- und Erinnerungsprozess zu haben.<sup>12</sup> Es lässt die Vermutung anstellen, dass dieser relativ späte Spracherwerb doch zu einem anderen Verhältnis zu dieser Sprache geführt<sup>13</sup> bzw. neue Möglichkeiten der Selbstkonstruktion und des Gedächtnisses eröffnet hat als bei Muttersprachlern. Auf das kreativ Poetische und Assoziative im Prozess literarischer Erinnerung in *Vielleicht Esther* haben bereits Kritikerinnen und Kritiker aufmerksam gemacht. So etwa bemerkt Lisa-Marie George in ihrer Rezension *Eine Sprache wie gemalt* folgende Besonderheit des Poetolekts der Autorin:

Die Sprache, die Worte und Sätze macht Petrowskaja zu ihrem Gegenstand und ihrem Kunstwerk. [...] Die Nicht-Muttersprachlerin kostet die deutschen Wörter aus, mit denen sie eine jüdisch-russische Familie zum Klingen bringt.<sup>14</sup>

Das Anliegen des vorliegenden Beitrags besteht darin, die aus dem späten Sprachwechsel sowie aus der Tatsache der Nicht-Muttersprachlichkeit bzw. „Quersprachigkeit“<sup>15</sup> die für den Erinnerungsprozess resultierenden Konsequenzen zu fokussieren. Dabei sollen zwei besonders

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> „Interview von Holger Heimann mit Katja Petrowskaja ‚Die deutsche Sprache kam einer Befreiung gleich‘“, *Die Welt*, 8.07.2013, Zugriff 10.06.2015, <http://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article117810166/Die-deutsche-Sprache-kam-einer-Befreiung-gleich.html>.

<sup>12</sup> Michaela Bürger-Koftis empfiehlt es als grundlegend für die Untersuchung der Sprache von Autorinnen und Autoren mit „Migrationshintergrund“, erstmal ihre „minutiöse Sprachbiographie“ zu erstellen, um Voraussetzungen vom Schreiben im Deutschen festzumachen. (Michaela Bürger-Koftis, „Die Sprache verändert sich, und WIR VERÄNDERN SIE MIT: (Alma Hadzibeganovic) Anregungen zur Untersuchung der Sprache bei Autorinnen und Autoren mit ‚Migrationshintergrund‘“, in: *Eine Sprache – viele Horizonte...*, 241.)

<sup>13</sup> Michaela Bürger-Koftis konstatiert es als einen positiven kulturwissenschaftlichen Topos, dass „Mehrsprachigkeit und Multikulturalität aufgrund des ihnen innewohnenden Pluralismusansatzes zu mehr Offenheit Neuem und Anderem gegenüber“ führt und „eine spezifische Kreativität im Denken und Schreiben“ mit sich bringt. (Ebd., 242.)

<sup>14</sup> Lisa-Marie George, „Eine Sprache wie gemalt“, Zugriff 10.06.2014, [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=19047](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=19047).

<sup>15</sup> Michaela Bürger-Koftis führt in ihrem Beitrag in Anlehnung an die jüngste Forschung den Begriff „Quersprachigkeit“ ein, mit dem „die transkulturellen Sprachpraxen und der multiple Sprachgebrauch von gesellschaftlichen Gruppen, wie beispielweise den Zuwanderern, bezeichnet wird“ (Bürger-Koftis, „Die Sprache verändert sich, und WIR VERÄNDERN SIE MIT“, 244).

markante Aspekte ins Auge gefasst werden: die Bedeutung des Deutschen für die Vertreterin eines jüdisch-ukrainisch-russischen Opferkollektivs und die Folgen der Benutzung der fremden deutschen Sprache im Schreib- und Erinnerungsprozess.

## JÜDISCHE MEHRSPRACHIGKEIT UND FLUCHT INS DEUTSCHE

Für Petrowskajas Sprach(en)reflexion, die sie immer wieder in ihre Geschichten des Bandes *Vielleicht Esther* einfließt, erscheint es als äußerst bezeichnend, dass sie am narrativen Anfang der Familiengeschichte und gleichermaßen als reflexiven Einstieg in die Konstruktion des Erinnerungsgangs eine Übersetzungsgeschichte aus dem 19. Jahrhundert situiert. Das älteste auffindbare Dokument der Familie ist ein Artikel in einer jiddischen Zeitung aus Lemberg aus dem Jahre 1864, in dem von Persönlichkeit und Wirken eines Urahnen der Familie Simon Geller berichtet wird, der eine Schule für taubstumme Kinder in Wien gründete. Das jiddische Original ist verschwunden, doch die Familie verfügt über eine russische Übersetzung des Textes, angefertigt von Simons Enkel und Urgroßvater der Erzählerin Ozjel Krzewin. In der Geschichte dieses Dokuments spiegelt sich, wie die Autorin nahelegt, die für die Geschichte der europäischen Juden typische Paradoxie wider, die von Petrowskaja symbolisch als familiäres Identitätserbe angenommen wird:

So gründet die Herkunft unserer Familie in einer fragwürdigen Übersetzung ohne Original, und ich erzähle die Geschichte dieser Familie nun auf Deutsch, ohne dass es für sie je ein russisches Original gegeben hätte. (VE 52–53)

Das Leben zwischen den Kulturen, das für die Familie typische Angewiesensein auf Grenzbereich und Transfer zwischen verschiedenen Sprachen und in Folge die besondere Rolle der Sprache als identitätsstiftende Komponente werden als wesentlicher Teil jüdisch-europäischer Tradition akzeptiert:

Ich blickte hinein und hörte zu, ich dachte an die zahlreichen selbstlosen Männer der jüdischen Aufklärung, die beseelt von der Idee, Wissen zu verbreiten, es vom Mund zu Mund weitertrugen. Für dieses vom Hören besessene Volk war die gesprochene Sprache alles. (VE 55)

Diese jüdische Sprachgetriebenheit (vgl. VE 55) wird in den Erinnerungsgeschichten individuell-subjektiv und dabei hoch symbolträchtig anverwandelt. Die ukrainische Schriftstellerin mit der Muttersprache Russisch entscheidet sich, ihre Familiengeschichte auf Deutsch zu erzählen, in einer, wie sie unterstreicht, ihr fremden Sprache, was zu kommunikativen Beeinträchtigungen und Identitätsdissonanzen führt:

[...] Sch'ma Israel, ich wollte so sehr gehört werden, erprobte meine Zunge, meine Sprache, ich versuchte, die Geschichten zu erzählen, sie in mein fremdes Deutsch zu übertragen, ich erzählte die Geschichten, eine nach der anderen, aber ich hörte selbst nicht, was ich sagte. (VE 55)

Die Selbstentfremdung der ‚sprachgetriebenen‘ Erzählerin, die u. a. durch Sprechen und Schreiben auf Deutsch herbeigeführt wird, ist jedoch nur eine Seite ihrer Erfahrung. Diese Fremdheit wird komplementär durch Gewinne und Bereicherungen ausbalanciert, die sich der Identitätsreflexion und dem Erinnern auf Deutsch verdanken. Die schwierig umkämpfte Fremdsprache evoziert zwar Unverständnis und Entfremdung von den ukrainischen Familienmitgliedern, es bezeichnet allerdings in demselben Zug die Stiftung einer neuen Identität und die radikale Veränderung der „Lebenswege“ (VE 78):

Meine Großmutter Rosa hätte uns beide nicht verstanden, meinen Bruder und mich. Mit Ende zwanzig lernte er Hebräisch, ich Deutsch. Er wandte sich dem orthodoxen Judentum zu, aus blauem Himmel, wie wir alle dachten, ich verliebte mich in einen Deutschen [...]. Sein Hebräisch und mein Deutsch – diese Sprachen veränderten unsere Lebenswege. *Betreten auf eigene Gefahr*. (VE 78)

Als eines der wichtigsten Vorteile des Deutschen als Modus und Mittel der erinnernden Auseinandersetzung mit Vergangenheit sieht die Erzählerin die Befreiung von den festgefahrenen Schemata der memorialen Nationaldiskurse über den letzten Weltkrieg an. Petrowskaja lehnt entschieden die fixe Rollenverteilung ab, „die einen zu Schuld oder Sühne oder Opfertum prädestinier[t]“<sup>16</sup>. Schreiben in russischer Muttersprache würde die Autorin, wie sie selbst zugibt, „unweigerlich in eine[n] moralischen Diskurs von Sieg und Opferbereitschaft“<sup>17</sup> verstricken. In dieser Hinsicht bedeutet die Verwendung des fremden Deutsch „Befreiung“ und Übergang zu einer modernen transnationalen Bewusstseinslage im Sinne der von Daniel Levy und Nathan Sznajder beschriebenen „Erinnerung im globalen Zeitalter“, die davon ausgeht, dass im Zeitalter der Globalisierung „kollektive Erinnerung nicht mehr auf einen territorial oder national fixierten Ansatz reduziert werden“<sup>18</sup> kann. Die Schriftstellerin pointiert diese befreiende, transnationale Schreibbewegung wie folgt:

<sup>16</sup> Katja Petrowskaja, zit. nach Holger Heimann, „Katja Petrowskaja. Familiensaga im Kontext des Zweiten Weltkriegs“, Zugriff 15.06.2015, [http://www.deutschlandfunk.de/katja-petrowskaja-familiensaga-im-kontext-des-zweiten.700.de.html?dram:article\\_id=285117](http://www.deutschlandfunk.de/katja-petrowskaja-familiensaga-im-kontext-des-zweiten.700.de.html?dram:article_id=285117).

<sup>17</sup> Ebd.

<sup>18</sup> Daniel Levy, Nathan Sznajder, „Vorwort zur Neuausgabe. Vom Holocaust zur kosmopolitischen Erinnerungskultur“, in: *Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust*, hrsg. v. Daniel Levy, Nathan Sznajder (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007), 9.

Von der gleichen Begebenheit in deutschen Worten zu berichten, bedeutete [...], sich ein deutsches Gegenüber zu imaginieren. Und so konnte ich davon erzählen, dass die Geschichte von Opfer und Täter für mich passé ist.<sup>19</sup>

Die sprachlich gewonnene Freiheit wirkt sich identitätsstiftend aus. Das Hebräische des Bruders und das Deutsche der Erzählerin erlauben eine neue Selbstbestimmung gegenüber der Shoah, nicht ausschließlich „durch lebende und tote Verwandte und ihre Orte“ (VE 78), sondern durch die Sprachen. Der durch die erlernte Zweitsprache ermöglichte Ausbruch aus dem Opferdiskurs wird deshalb als Erschaffung des „Gleichgewichts gegenüber unserer Herkunft“ und als „Wünschelrute auf der Suche nach den Meinigen“ (VE 78–79) bezeichnet. Ein Signifikum des Deutschen ist seine Fremdheit und Unerreichbarkeit. Der Schreibenden ist bewusst, dass sie mit dieser schwer „umkämpften“ Sprache niemals „verschmelzen“ (VE 79) kann. Vielmehr bezeichnet „das leicht Gestörte und Nicht-Funktionierende“ den eigentlichen Status ihres literarischen Ausdrucks, was sie jedoch „vor Routine“<sup>20</sup> bewahrt und ihr die notwendige Distanz verleiht. Die Eroberung der „Sprache des Feindes“ erweist sich paradoxerweise als ein „Ausweg, ein zweites Leben, eine Liebe, die nicht vergeht, weil man sie nie erreicht“ (VE 80). Die Überwindung der stereotypen Stigmatisierung des Deutschen als Sprache der Täter wird zur *conditio sine qua non* des Erinnerns erhoben. Davon zeugt ausdrücklich die subtile Referenz auf Theodor Adornos Diktum vom Gedichteschreiben nach Auschwitz. Für die Vertreterin der Nach-Shoah-Generation scheint das Dilemma der Repräsentation zwar seine Bedeutsamkeit nicht verloren zu haben, jedoch wird seine positive Lösung zugunsten der literarischen Überwindung des Schweigens nicht angezweifelt:

Oft verbiss ich mich in die Sprache mit dem Recht der Besatzungsmacht, ich wollte diese Macht, als müsste ich die Festung stürmen, mich mit dem ganzen Körper in die Schießscharte werfen, à la guerre comme à la guerre, als wäre mein Deutsch die Voraussetzung für den Frieden, der Blutzoll war beträchtlich und die Verluste sinn- und gnadenlos, wie bei uns zulande üblich, aber wenn sogar ich auf Deutsch, dann ist wirklich nichts und niemand vergessen, und sogar Gedichte sind erlaubt, und Friede auf Erden. (VE 80)

<sup>19</sup> Katja Petrowskaja im Interview mit Heimann „Die deutsche Sprache kam einer Befreiung gleich“.

<sup>20</sup> „Mein Deutsch blieb in der Spannung der Unerreichbarkeit und bewahrte mich vor Routine.“ (VE 78)

## SCHREIBEN MIT „MEINER AUF DIE ZUNGE GEKLEBTEN DEUTSCHEN SPRACHE“<sup>21</sup>

Einige Geschichten des Buches *Vielleicht Esther* sind auf Russisch entstanden oder – nach der Aussage der Autorin selbst – „im Gewühl zwischen den Sprachen“, „[s]ie sind Delirium zwischen den Sprachen“<sup>22</sup>. Im sprachlichen Grenzgebiet vermischen sich stets Verluste, die aus der nie zu bewältigenden Fremdheit resultieren, mit Gewinnen und Chancen einer Quersprachigkeit. Die (re)konstruktive Erinnerungshandlung auf Deutsch baut erkenntnisreiche Distanzen auf, hinterfragt die für die Muttersprachler selbstverständlichen Worte, verleiht den scheinbar vertrauten Formulierungen überraschende Bedeutungen und stellt sie in ungewohnte Kontexte<sup>23</sup>. Petrowskajas Erinnerungen bleiben stets in der Schwebelage zwischen „Wahrheit und Täuschung“ (VE 80), Wörtlichkeit und übertragener Bedeutung und schließlich zwischen historisch verbürgter Authentizität und einer „Prise Dichtung, welche die Erinnerung wahrheitsgetreu macht“ (VE 219). Die paradoxe Gradwanderung zwischen Sprachen und Identitäten, die immer wieder als europäisches Erbe der jüdischen Vorfahren kenntlich gemacht wird, erlebt die Erzählerin auf besonders einprägsame Weise auf ihrer Reise nach Warschau, wo sie sich auf die Suche nach den Spuren von Ozjel Krzewins Taubstummenschule an der Ulica Ciepła begibt. Die Ankunft in Warschau verwirrt die Suchende und ihre kosmopolitisch-jüdische Herkunft verurteilt sie anfangs zu einem schmerzlichen Sprachversagen und in der Folge zur Sprachlosigkeit:

Ich fuhr als Russin aus Deutschland in das jüdische Warschau meiner Verwandten, nach Polen, nach Poleska, es schien mir, als machten mich meine beiden Sprachen zu einer Vertreterin der Besatzungsmächte. Als Nachkommin der Kämpfer gegen die Stummheit war ich einsatzbereit, aber sprachlos, ich beherrschte keine der Sprachen meiner Vorfahren, kein Polnisch, kein Jiddisch, kein Hebräisch, keine Gebärdensprache, ich wusste nichts über die Shtetl, ich kannte ein Gebet [...]. Mit meinen slawischen Sprachen versuchte ich, das Polnische zu erraten, Ahnungen ersetzten Kenntnisse, Polen war taub, ich war stumm. (VE 101)

Die reflexive Assoziation mit Taubstummheit als Nachkommenschaft familiärer Tradition und die durch beide Sprachen – Russisch und Deutsch – provozierte Reflexion über „Besatzungsmächte“ wird allerdings in den folgenden Kapiteln über ihren Polenbesuch relativiert

<sup>21</sup> VE 119.

<sup>22</sup> Katja Petrowskaja im Interview mit Heimann „Die deutsche Sprache kam einer Befreiung gleich“.

<sup>23</sup> Michaela Bürger-Koftis verweist in ihren Anregungen zur Untersuchung der Sprache von Autorinnen und Autoren mit „Migrationshintergrund“ u. a. auf die Analyse von Interferenzen und dem daraus resultierenden Kreativpotenzial sowie auf das sprachkritische Moment, das sich durch Komparativistik ergibt. Vgl. Bürger-Koftis, „Die Sprache verändert sich, und WIR VERÄNDERN SIE MIT“, 243–244.

und schließlich erfolgreich überwunden. Das Bewusstsein, im sprachlichen und identitären Zwischenbereich zu verweilen, erweist sich als rettendes Glück. Erst in der Schwebelage zwischen kulturell-nationalen Codierungen sind Emanzipation von einengenden Festlegungen und subjektive zeugenlose (Re)konstruktion möglich:

Ich dachte auf Russisch, suchte meine jüdischen Verwandten und schrieb auf Deutsch. Ich hatte das Glück, mich in der Kluft der Sprachen, im Tausch, in der Verwechslung von Rollen und Blickwinkeln zu bewegen. Wer hat wen erobert, wer gehört zu den Meinen, wer zu den anderen, welches Ufer ist meins? (VE 115)

Einen wesentlichen Teil der sprunghaft-assoziativen Erinnerungsbewegung stellen Reflexionen über latente Inhalte und unterschwellige Bedeutungsschichten dar, die hinter den stereotyp gestanzten Memoria-Diskursen versteckt bleiben, und deren Deutung und poetische Auslotung vielerorts zu einem zentralen Anliegen der rekonstruktiven Schreibarbeit avancieren. Das sprachensible, auf kulturell-historischer Überlagerung und Interferenz basierende Hinterfragen von Worten und Formulierungen beginnt bereits im ersten Kapitel mit der Szene am Berliner Hauptbahnhof. Bevor die Erzählerin den Zug nach Warschau besteigt, wird sie auf einen beruhigenden Begrüßungspruch unter dem Dachboden der Bahnhofshalle aufmerksam: „Bombardier Willkommen in Berlin“ (VE 7). Hinter dem Namen einer Eisenbahn- und Flugzeugfirma rätselt sie über „das Gnadenlose dieses Willkommens“ (VE 8), das Assoziationen mit Bomben und Artillerien tauglich macht und bei einer nach Polen reisenden Russin ein irritierendes Unbehagen hinterlässt.

Die Kriegserinnerungen begleiten die Schreibende ständig und lassen sie skeptisch über die scheinbar neutrale Gedächtnissemantik hinaus horchen. Während eines Museumbesuchs wird sie z. B. stutzig, als eine „Führerin“ einer Touristengruppe gerade über „den Führer“ und die Nürnberger Gesetze berichtet. Ebenso ‚hellhörig‘ reagiert sie auf den Firmennamen des polnischen Speisewagens *Wars*, der sie an die „Star Wars und andere Kriege der Zukunft“ (VE 13) denken lässt. In ähnlicher Analogie unterzieht sie während ihres Mauthausenbesuchs die überlieferte Gedenksprache von „Todesmärschen“ der KZ-Häftlinge einer kritischen Revision und wendet ein: „[...] mit Marschieren hatte es wenig zu tun.“ (VE 271) An den geschichtsträchtigen Gedächtnisorten wie KL-Auschwitz, das ehemalige Gebiet des Warschauer Ghettos, Babij Jar oder Mauthausen wehrt sich die aufmerksame und behutsame Nicht-Muttersprachlerin gegen die gut eingübten Formeln, die in ihrer beiläufigen, klischeehaften Sprachverwendung dem Spurenverwischen zuarbeiten. Folgerichtig weigert sie sich konsequent, den Namen Auschwitz zu gebrauchen. Stattdessen berichtet sie über ihre Reise nach Oświęcim. Doch auch hier läuft sie der Leseerwartung zuwider. Die Beschreibung des KZ-Besuchs erschöpft sich überraschenderweise im nuancierten Bericht über den Ankauf

von preiswerten Silberketten im Souvenirgeschäft am Eingang zum Lagergelände. Bezeichnenderweise macht das Gedächtnis der Erzählerin vor dem KL-Tor halt:

Von diesem Augenblick an erinnere ich mich an nichts. Ich habe mehrmals versucht, mein Gedächtnis durch das Tor schleichen zu lassen, nur zur Besichtigung – vergeblich. Keine Spur. (VE 58–59)

An die Stelle des routinierten Gemeinwissens über den Gräuelort tritt bei Petrowskaja charakteristischerweise eine sensible Exegese des Wortes Arbeit. Ohne dass sie den berühmterbüchtigten Tor-Spruch zitiert, sinniert sie über die zeitübergreifende Virulenz des Wortes Arbeit, das mit seiner fluchartigen Potenz ihre subjektive Gegenwart durchzieht, so dass sie deswegen die Arbeit hasst und „überhaupt keine Einstellung zur Arbeit“ (VE 60) finden kann. Die Vergangenheit der Shoah wird an keiner Stelle explizit erwähnt. Sie durchdringt jedoch latent den Text und stellt offene Fragen an die Gegenwart der Autorin. Mit derselben konsequenten Logik wendet sich die Erzählerin gegen die schematische Einengung der Geschichte der Warschauer Juden auf die Ghetto-Narration:

Es genügt, die Worte Warschau und Juden auszusprechen, und schon reden alle über das Ghetto, als ob es ein mathematischer Vorgang wäre, Warschau plus Juden gleich Ghetto. (VE 102)

Die Schriftstellerin wehrt sich vehement gegen die Festlegung auf die Rolle einer Nachfolgerin von Ermordeten und besteht auf der Suche nach ihrer Familiengeschichte, die in Warschau bereits im 19. Jahrhundert anfang.

Die im Sprach- und Rollenwechsel bewährte Erzählerin kann auch mit der monumentalen sowjetischen Gedächtnispolitik in Babij Jar kaum etwas anfangen. Beim Anblick muskulöser Sowjethelden am offiziellen staatlichen Monument, hinterfragt sie kritisch die öffentlich verpflichtende Rhetorik, die mit Floskeln wie „Heldentum, Mut, Vaterland, Kühnheit“ (VE 187) das Gedenken jüdischer Opfer gänzlich verhindert und zu ihrem sekundären Verschwinden beiträgt.

Als ihr subjektiv-persönliches Pendant zu der spurenverwischenden sowjetischen Geschichtspolitik entwirft die Autorin die den Buchtitel stiftende Geschichte *Vielleicht Esther*, die in Verknüpfung eines Augenzeugenberichts mit einer poetischen Fiktion den letzten Gang der Großmutter ihres Vaters im August 1941 zur Ansamlungsstelle zu rekonstruieren versucht. Die gehbehinderte Babuschka, an deren Namen sich der Vater nicht mehr mit Sicherheit erinnert, und die deshalb als „Vielleicht Esther“ in die Geschichte aufgenommen wird, begibt sich eines Tages auf den Aufruf der Deutschen zu einer Ansamlungsstelle für alle Kiewer Juden. Als sie auf ihrem Gang einen deutschen Offizier nach dem Weg fragt, wird sie von ihm „mit nachlässiger Routine“ „an der Stelle erschossen“ (VE 221). Den eigentlichen Kern dieser

Geschichte, so die Diagnose der Erzählerin, bildet „ein sprachlicher Irrtum“, der darin besteht, dass die Babuschka den deutschen Offizier auf Jiddisch ansprach, in der dem Deutschen verwandten Sprache: „Cherr Offizehr, begann Babuschka mit ihrem unverkennbaren Anhauch, überzeugt davon, sie spreche Deutsch [...]“ (VE 220) Für die osteuropäischen Juden stellte das Jiddische eine Grundlage für ihre Identifikation mit dem deutschen Kulturkreis, weshalb sie sich, wie die Urenkelin vermutet, als „die nächsten Verwandten der Okkupationstruppen“ (VE 220) ansahen. Der Mythos von Deutschen als Kulturnation erwies sich in dem Falle als eine tödliche Täuschung. Die narrative Konstruktion der Episode spitzt diesen signifikanten Kulturbruch zu, indem die pietätvoll formulierte jiddische Ansprache der Großmutter mit der ‚Banalität des Bösen‘ in der nachlässigen, routinierten Haltung des Deutschen direkt kurzgeschlossen wird: Der Offizier erschoss die Alte, „ohne dass das Gespräch unterbrochen wurde, ohne sich ganz umzudrehen, ganz nebenbei“ (VE 221). Petrowskajas Episode, die zum Teil auf Mutmaßungen und Fiktionalisierung basiert, verfolgt jedoch nicht als Hauptziel, die Narration vom „Zivilisationsbruch“ (Dan Diner) fortzuschreiben. Auch mit dieser Geschichte sucht die Autorin, die ritualisierten Schranken des Shoah-Gedächtnisses zu sprengen und eine zukunftssträchtige Perspektive anzudeuten. Als Mittel und Schlüssel für die Überwindung der Prädestinierung zu „Schuld oder Sühne oder Opfertum“<sup>24</sup> stilisiert die russischsprachige Schriftstellerin gerade die deutsche Sprache. Das Schreiben auf Deutsch ist mit der Geste der Unvoreingenommenheit gleichzusetzen. Ihrer eigenen Aussage nach kann sich jeder mit der Babuschka identifizieren, sie kann von allen ‚adoptiert‘ werden:

Durch diese deutsche Sprache wird plötzlich diese Vielleicht Esther so entfremdet. Es ist nicht meine Urgroßmutter. Jeder darf sie adoptieren. Es ging nur darum, dass dieses Unglück adoptiert werden soll. Ich verstehe viel mehr, was ich auf Russisch mache. Natürlich ist das meine Muttersprache. Und auf Deutsch zwar schaffe ich etwas, aber ich weiß nicht, wo es landet, in welchem Raum ich bin.<sup>25</sup>

Der Geschichte *Vielleicht Esther* und somit dem gesamten Buch liegt eine hoch symbolische sprachliche Paradoxie zu Grunde. Während sich für die Urgroßmutter die deutsche Sprache als Verhängnis erweist, ist der Urenkelin gerade durch das Schreiben auf Deutsch gegönnt, den Sühne-Opfer-Mythos zu destabilisieren und auf diesem (fremd)sprachlichen Umweg einen universell-menschlichen Erinnerungsraum aufzubauen. Babij Jar gerät in der zwischen den Sprachen angesiedelten Poetik der Autorin zu einem transnationalen und transgenerationellen Gedächtnisort, von dem sie nicht ausschließlich als Nachkommin der Ermordeten erzählt, sondern als „abstrakter Mensch, als Mensch an sich“, denn so reflektiert

<sup>24</sup> Katja Petrowskaja im Interview mit Heimann „Die deutsche Sprache kam einer Befreiung gleich“.

<sup>25</sup> Ebd.

sie über ihren Babij Jar-Spaziergang: „[...] ich glaube, dass es keine Fremden gibt, wenn es um Opfer geht. Jeder Mensch hat jemanden hier.“ (VE 184)

## ABSCHLIESSENDE BEMERKUNGEN

Den Rekonstruktionsbemühungen Katja Petrowskajas ist ein moderner humanistisch-universalisierender Erinnerungsansatz eigen. Shoah wird dabei nie zentral und direkt thematisiert, bildet jedoch an vielen Stellen einen latenten Subtext. Petrowskajas Verständnis der jüdischen Identität im 21. Jahrhundert ist weder religiös noch ethisch noch durch kollektive Erinnerung jüdischer Leidenserfahrung definiert. Vielmehr erscheint ihr angesichts der katastrophalen historischen Brüche und der daraus resultierenden Wissenslücken das eigene Jüdisch-Sein fremd und unzugänglich. Durch die Bezeichnung „mein Internet-Judentum“ (VE 52) fixiert die Erzählerin das modern-technologische Recherchemittel der Erinnerung, dessen sie sich bedient, deutet damit jedoch zugleich das Virtuelle einer solchen Identitätsfindung an, die jegliche wirkliche Identifizierung eigentlich *a priori* ausschließt. Folgerichtig konstatiert sie:

Unser Judentum blieb für mich taubstumm. Und die Taubstummheit jüdisch. Das war meine Geschichte, meine Herkunft, doch das war nicht ich. (VE 51)

Die Abschlusszene des Buches spielt sich in Wien just am Begräbnistag des letzten Nachkommen der Habsburger Otto von Habsburg ab. Die Erzählerin wird am Abend von einem DJ aus Deutschland zu einer Rave-Party eingeladen, während der sich die Grenzen zwischen Vergangenheit und Gegenwart verwischen. In „Selbstvergessenheit“ (VE 278) gibt sie sich dem Tanz-Rhythmus und Trance, den „Schwingungen der Masse in der globalisierten Welt“ hin. Die Erinnerung an den Krieg taucht auf, als der Deutsche von seinem Großvater, der in Sibirien in Kriegsgefangenschaft war, erzählt, woraufhin die Autorin ihren russischen Großvater, den Mauthausenhäftling erwähnt. Diese komplementären Geschichten führen aber zu keiner Verstörung. Ohne dass ihre Bedeutsamkeit für die Gegenwart der Nachkommen angezweifelt wäre, lösen sie sich in einer befreiend-friedlichen Rave-Bewegung, in der eine neue europäische, transnationale Verständigungsmöglichkeit über das Gewesene angedeutet wird: „[...] wir ravten oder we were raving for peace, die ganze Nacht für den Weltfrieden, für Dionysos und in memoriam Otto von Hamburg.“ (VE 279)

## Literatur

Bürger-Koftis, Michaela (Hg.). *Eine Sprache – viele Horizonte... Die Osterweiterung der deutschsprachigen Literatur. Porträts einer neuen europäischen Generation*. Wien: praesens, 2009.

- Bürger-Koiftis, Michaela. „Die Sprache verändert sich, und WIR VERÄNDERN SIE MIT‘ (Alma Hadzi-beganovic) Anregungen zur Untersuchung der Sprache bei Autorinnen und Autoren mit ‚Migrationshintergrund‘“. In: *Eine Sprache – viele Horizonte... Die Osterweiterung der deutschsprachigen Literatur. Porträts einer neuen europäischen Generation*, hrsg. v. Michaela Bürger-Koiftis, 239–247. Wien: praesens, 2009.
- Cammann, Alexander. „Die Sprachwechsler. Ob Petrowskaja, Grjasnowa oder Stanišić: Sie schreiben deutsch“. *Die Zeit*, 6.02.2014, Zugriff 10.06.2015. <http://www.zeit.de/2014/07/literatur-nichtmuttersprachler-schreiben-deutsch>.
- Diner, Dan. „Imperiale Residuen: Zur paradigmatischen Bedeutung transterritorialer jüdischer Erfahrung für eine gesamteuropäische Geschichte“. In: *Figuren des Europäischen. Kulturgeschichtliche Perspektiven*, hrsg. v. Daniel Weidner, 259–274. München: Fink, 2006.
- George, Lisa-Marie: *Eine Sprache wie gemalt*. Zugriff 10.06.2014. [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=19047](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=19047).
- Grözinger, Karl E. (Hg.). *Sprache und Identität im Judentum*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1998.
- Heimann, Holger. „Interview mit Katja Petrowskaja ‚Die deutsche Sprache kam einer Befreiung gleich‘“. *Die Welt*, 8.07.2013, Zugriff 10.06.2015. <http://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article117810166/Die-deutsche-Sprache-kam-einer-Befreiung-gleich.html>.
- Heimann, Holger. „Katja Petrowskaja. Familiensaga im Kontext des Zweiten Weltkriegs“. Zugriff 15.06.2015. [http://www.deutschlandfunk.de/katja-petrowskaja-familiensaga-im-kontext-des-zweiten-700.de.html?dram:article\\_id=285117](http://www.deutschlandfunk.de/katja-petrowskaja-familiensaga-im-kontext-des-zweiten-700.de.html?dram:article_id=285117).
- Keller, Hildegard Elisabeth. „Laudatio für Katja Petrowskaja“. Zugriff 10.06.2014. <http://archiv.bachmannpreis.orf.at/bachmannpreis.eu/de/news/4564/>.
- Levy, Daniel, Nathan Sznajder: „Vorwort zur Neuauflage. Vom Holocaust zur kosmopolitischen Erinnerungskultur“. In: *Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust*, hrsg. v. Daniel Levy, Nathan Sznajder, 9–18. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007.
- Literarische Brückenbauerin: Katja Petrowskaja. Burghard Spinnen im Gespräch mit der Deutschen Welle*. Zugriff 10.06.2014. <http://www.dw.de/literarische-br%C3%BCckenbauerin-katja-petrowskaja/a-16935348>.
- Mühling, Jens. „Ukraine: Die Schriftstellerin Katja Petrowskaja. Lieber ganz fremd als halb“. *Der Tagesspiegel*, 8.03.2014, Zugriff 10.06.2014. <http://www.tagesspiegel.de/kultur/ukraine-die-schriftstellerin-katja-petrowskaja-lieber-ganz-fremd-als-halb/9590042.html>.
- Petrowskaja, Katja. *Vielleicht Esther. Geschichten*. Berlin: Suhrkamp, 2014.

Anna RUTKA: Univ.-Prof., Dr. habil. am Institut für Germanistik an der Katholischen Universität Johannes Paul II. 2000 Promotion mit der Arbeit *Die Funktion des Lachens und Lächelns in den Romanen von Franz Kafka* (Lublin 2001). 2008 Habilitationsschrift über *Hegemonie – Binartität – Subversion. Geschlechterpositionen im Hörspiel ausgewählter deutscher und deutschsprachiger Autorinnen nach 1968* (Lublin 2008). Neueste Veröffentlichungen: *Erinnern und Geschlecht in zeitgenössischen deutschen Familien- und Generationenromanen* (Lublin 2011); Anna Rutka, Małgorzata Dubrowska (Hg.): *Reise in die Tiefe der Zeit und des Traums“ – (Re-)Lektüren des ostmitteleuropäischen Raumes aus österreichischer,*

*deutscher, polnischer und ukrainischer Sicht* (Lublin 2015). Forschungsgebiete: Literatur von deutschen und österreichischen Autorinnen nach 1945, Gender Studies, Ökonomie als Thema der Literatur, literarische Krisen- und Katastrophennarrative in der Prosa des 21. Jahrhunderts, literarischer Erinnerungsdiskurs, Shoah in neuster deutschsprachiger und polnischer Literatur.

Kontakt: wiosna@kul.lublin.pl

ZITIERNACHWEIS:

Rutka, Anna. „Wüschelrute‘ Deutsch: Über Sprachkritik und Sprachreflexion als Modi der Erinnerungshandlungen in Katja Petrowskajas *Vielleicht Esther* (2014)“. *Colloquia Germanica Stetinensia* 25 (2016): 85–99. DOI: 10.18276/cgs.2016.25-05.

